

**Dieser Brief: Eigentlich eine richtige Frechheit**

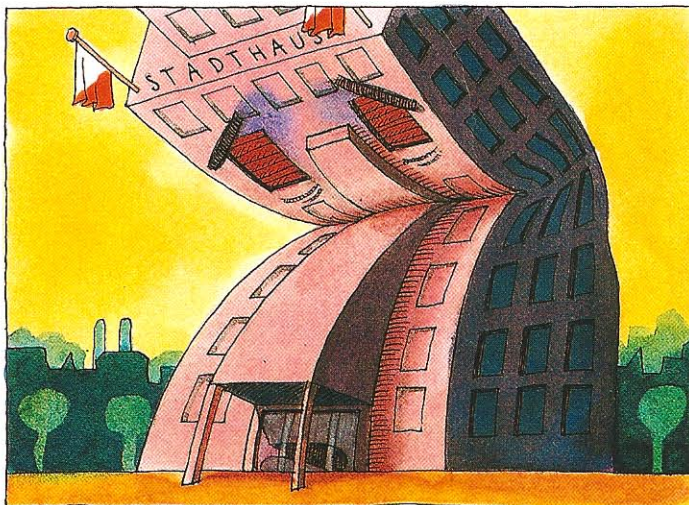
Acht Monate ist es nun her, seit unsere kleine Tochter M. ihr Domizil gewechselt hat – und jetzt dieser Brief!

Sogar auf den Tag genau acht Monate, seit sie umgezogen ist aus ihrem schwimmenden Bauchhöhlenbett in die grosse weite Welt. Acht lange Monate, die uns, ihrem elterlichen Dienstpersonal, schon fast wie Jahre vorkommen. Nicht etwa, weil die Zeit ätzend langsam vergangen wäre. Im Gegenteil. Die Kleine hält uns derart in Trab mit ihren täglichen kleinen Überraschungen, dass wir kaum nachkommen mit Tun und Lassen, mit uns Freuen und Wundern; und manchmal, wenn es gar zu arg wird, mit Mitschreien und Mitweinen.

Und nun also dieser Brief. Eigentlich eine richtige Frechheit. Dabei war nicht einmal aus der erträumten Ruhe in den Anfängen unserer elterlichen Existenz etwas geworden. Nichts mit dem kontemplativen Leben an der Seite eines Neugeborenen, das den ganzen Tag mit pausbackenen Bäckchen süss schlafen würde. Unsere Tochter fand schon früh, sie sei auf die Welt gekommen, um etwas zu bewegen. Und das konnte ruhig auch nachts sein. Also bewegten wir uns. Standen auf, wiegten, wickelten, badeten, wuschen, trösteten. Versorgten zwischendurch auch noch uns selbst, kauften ein, kochten, schliefen sogar ab und zu. Und wurden so richtig tüchtig-erfahrene Eltern, die allfälligen Besuch schon bald mit ihrer pflegerischen Souveränität blendeten. Dass dabei so allmählich das Wort Musse und das Wörtchen Langeweile aus unserem aktiven Wortschatz entschwand, erschütterte uns nicht. Wir hatten gar keine Zeit, den Verlust zu bemerken. Ermutigten uns statt dessen mit gegenseitigen Komplimenten, lobten die wachsende Professionalität und Rationalisierung unseres elterlichen Tuns.

Und nun dieser Brief, der angeblich Freude bringen soll. Aber recht eigentlich eine Provokation ist.

Denn inzwischen haben wir, genauer ich, die weibliche Hälfte des Elterngespanns, in Sachen Flinkheit, Schnelligkeit und Rationalisierung noch einen respektablen Zacken zugelegt. Seit ich wieder jeden Nachmittag in mein Büro fahre, seit ich also zu jener Spezies der Mütter gehöre, die die sogenannte Doppel- und Dreifachbelastung als Riesenpaket auf ihren Schultern trägt. Da muss alles ganz schön fix gehen. Die Wäsche morgens noch schnell waschen und abends spät ebenso schnell zusammenfal-

**Der Galopp des Amtsschimmels**

ten. Den Knopf ans Pull-overchen nähen, den meine Freundin extra gestrickt hat und der Klein-M so reizend steht. Mittagessen kochen, mit viel Gemüse und wenig Salz und so, dass sich auch am nächsten Tag noch etwas Leckeres mit dem Rest herzaubern lässt. Klein-M spazierenfahren, damit sie ihre Tagesration frische Luft bekommt. Klein-M füttern, selbstverständlich ohne eine Spur von Hetze, auch wenn es eigentlich schon Zeit ist zum Gehen. Aber, frau weiss es genau, Stress beim Essen zerstört die Lust und führt

zu Essproblemen. Klein-M zur Krippe bringen und sich noch ein wenig mitfreuen an ihrer Erregung, wenn sie die anderen Kinder sieht und ihrer Lieblingsbetreuerin entgegenplappert.

Genauso ein wilder Vormittag war heute. Nichts Unübliches. So wie immer. Ein Brief musste dringend zur Post, die Flaschen endlich ins Glasdepot. Ein unerwartetes Telefonat. Eine Kundin, die vertröstet werden musste. Und Klein-M, die übrigens immer süsser wird, kackte lustvoll und ergiebig in die frisch umgelegte Windel. Zwischendurch wischte ich zum Briefkasten.

Und da habe ich ihn dann gesehen. Den Brief. Er fiel mir sofort auf. Wegen des Absenders. Vom Vorstand des Gesundheits- und Wirtschaftsamtes unserer Stadt. Von Stadtrat W.N. persönlich. Adressiert an mich, ebenfalls persönlich. Schnell der Griff zum Rüstmesser, schnell den Umschlag aufgeschlitzt, den Fettdruck überflogen: «Der Stadtrat von Zürich gratuliert...» Gratuliert? Nein, ich habe nicht geheiratet, mein Geburtstag ist längst vorbei. Das muss ein Irrtum sein. Oder – habe ich vielleicht einen Preis gewonnen? Der Blick fliegt weiter: «Ich freue mich mit Ihnen über die Geburt Ihres Kindes und wünsche... Im Namen des Stadtrates von Z. darf ich Ihnen einen Wochenbettbeitrag von 200 Franken ausrichten.»

Das Blatt fällt auf meinen Schoss, mein Blick auf Klein-M, die am Stuhl zerrt, mit ersten Aufsteh-Versuchen experimentiert und dazu tüchtig lamentiert in ihrer Acht-Monats-Sprache. Die Spuke bleibt mir weg. Nicht wegen der unerhört grosszügigen Summe: mit dem gesellschaftlichen Wert mütterlicher Arbeit bin ich inzwischen bestens vertraut. Es ist der Neid, der meine Zunge trocknet und mir das Blut aus den Wangen treibt. Der Neid auf jene Glücklichen da drüben im Stadthaus, diese mit Zeit Gesegneten, die sich so hemmungslos den Luxus der Langsamkeit leisten können. Jedenfalls dann, wenn es um Mütter geht.

**Lisbeth Herger**